



1924-08-14

Abschied von Graz

Marianne Schrutka

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240814&seite=10&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schrutka, Marianne, "Abschied von Graz" (1924). *Essays*. 1185.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1185

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Abschied von Graz.

Von **Marianne Schrutka-Rechtenstamm.**

Und keiner kennt mich mehr hier . . .
Eichendorff.

Mein alter Oheim in Graz war gestorben. Behutsam, leise hat der geheimnisvolle Unabwendbare seine Klinke gedrückt, als er ihn aus stillem Gelehrten-dasein sanft hinwegführte, hat den offenen Band des Plautus geschlossen, dessen Text die letzten Jahre des Altphilologen (Professor Dr. Al. Goldbacher, geboren zu Meran 1837, gestorben zu Graz 1924.) beschäftigte. Einmal im Jahre pflegte ich ihn zu besuchen, saß an dem Schreibtisch, den im bibliophilen Festgewande Horaz, Catull, Properz umgaben, alte Freunde, deren jedes Wort er auswendig wußte, und die ihm doch immer wieder neue Freuden schenkten. Oder wir blickten miteinander über die Wipfel des tiefgebetteten Joannäumgartens hinweg auf die Bergreihe rechts der Mur, die im „Fürstenstand“ des Plabutsch ihren Höhepunkt findet, sich aber die Mauerkrone der Ruinenburg Gösting erst im Niedersteigen auf ihre grüne Welle drückt.

Eines Tages rief mich plötzlich Graz. In seinem Namen; zum letztenmal. Ich habe der Stadt viel zu danken, noch über die Liebe und Güte hinaus, die mir dort aus kornblumenblauen klaren Greisenaugen geleuchtet hat. Um meine ganze Jugendlust hat sie ihren grünsamtenen Mantel geschlungen. Denn kaum eine andere Stadt hat sich so wenig den Armen der Natur zu entwinden gewußt. Es gibt keine ganz grau-trostlosen Gassen in Graz, weil über die höchsten Dächer immer noch der laubfrische Gipfel des Schloßberges lugt oder die Häuserreihe in grüner Durchsicht ihr Ende findet.

So deckt auch heute ein weicher Teppich der „lieben Farbe“ das Gräberfeld im Süden der Stadt, wo die blauen Berge der Ferne nun schon jugoslawisches Gebiet bedeuten. Barfüßige Kindlein spielen zwischen den Hügeln und die Vögel überbieten einander im Minnesang. Goldig funkeln die Ketten auf den schwarzen Rücken der Mitglieder des akademischen Senats. Den Leidtragenden entfließen sanft die Tränen in dem Wunsche, auch so still und seelenrein des Lebens froh und des Lebens ledig werden zu können.

Es blieben um Sonnenuntergang und -aufgang einige Stunden, die ich im Andachtsgefühl solchen Scheidens auch zum Abschied von der geliebten Stadt auswirken wollte. Umspielt von dem Lied der „Jugendtage“ aus dem „Evangelimann“ meines einstigen Gespielen Wilhelm Kienzl, wollte ich die Wege gehen, die ich als Kind hundertmal gewandelt, die mir wunders wie lang und ein anderes Mal wieder so unbegreiflich kurz erschienen waren. Durch Straßen und Gäßchen streifte ich, entlang die

Allein, die ihre Kronen im spitzen Bogen zusammenneigen. Ihre scharf gebrochenen Winkel geben noch die Wälle und Schanzen an, welche die mittelalterliche Stadt befestigten. Der alte Burggraben war einst das heißbegehrteste Spielnest der Kinder. Baum und Strauch wuchs hier wild durcheinander. Aus dem Garten der Statthaltereier wurden mit Erde und Kehrlicht oft Samen und Knollen in die Tiefe geschüttet, denen Wunderblumen entsproßen. Der grüne Abgrund ist längst verschüttet. Ist ein Teil des Stadtparkes geworden, der den Grazern die herrlichsten Feste gibt. Die Sonne scheint durch die hauchdünnen Blätter der Blutbuchen; Trauerweiden lassen vor schwarzen Föhren ihre grünblonden Haarwellen zur Erde nieder. Noch sind zwischen den die Baumgruppen umschlingelnden Pfaden die geraden Wege zu finden, die einst die zertretenen Flächen der Glacis durchschnitten. Wo fast jeden Sommermorgen schnauzbärtige alte Militärherren und ahnungslose Kinderherzen sich an Manöver und Exerzierübung erfreuen konnten. Einer dieser Wege führt zu der kurzen Gasse, in der unsere erste Grazer Wohnung sich befand. Zwei Treppen hoch, in einförmig anspruchsloser Häuserreihe. Das alte Haustor, ausgemergelt unter den letzten Spuren des Anstriches, steht halb offen. Schüchtern betrete ich die schweigende Flur, stehe an der hölzernen Stiege. Hamerling und Anastasius Grün sind ihre ausgetretenen knarrenden Stufen emporgestiegen, meinen Vater in unserer Drei-Zimmer-Wohnung zu besuchen, in seinem Arbeitsgemach, das in der wertvollen Büchersammlung seinen erlauchten Schmuck fand. Später wohnten wir geräumig und stattlicher in der Goethestraße mit Aussicht auf den dunklen oder im Schneeglantz strahlenden Schöckel, im Süden auf die Gärten und Felder, die nun die neue Universität tragen, die man aus der Bürgergasse hier grazerlich ins Freie gestellt. Auch das Spital ist weit gen St. Leonhard hinausgezogen. Das düstere Paulustor, sein Nachbar, ist freundlich ockergelb getüncht und die Leichenhalle dient lebenswärmeren Zwecken. In dieser Nähe steht das Haus, wo liebe Freunde unserer Familie mir unvergeßliches Kinderglück in fabelhaften Puppentheateraufführungen geboten, im ersten Genießen des Schumannschen Klavierquintetts. Steil fällt der Sporberg, ein Abhang, noch dem Schloßberg zugehörig, in das Herz der Stadt. Laut und lustig flutet junges Volk in der Morgenstunde durch die Herrengasse, die bunten Jumper und Blusen wetteifern mit den Farben der Blumenstände auf dem Hauptplatz, die der Pracht der Spanischen Treppe Roms es gleich tun möchten. Ein Schritt in den Hof des Landhauses und Stille umfängt ringsum. Zu seinen luftigen Arkadengängen ist ein abschließender hinzugekommen. In der Ecke bei dem Aufgang träumt vertrocknet der berühmte Brunnen im köstlich schmiedeeisernen Schmuck von seiner Bestimmung zur Zeit, als um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts in Graz Johannes Kepler lehrte, von dessen Wirken und Weilen eine Tafel über ihn Kunde gibt. Die Eltern hatten mich zu ihrer Enthüllung mitgenommen.

Die Uhren schlagen. Es ist noch Zeit, viel Zeit bis zum Zugsabgang, um die Mittagstunde. So gemächlich, ohne Hast zieht hier das Leben hin. Bequem kann ich das Gebäude der Musikschule aufsuchen, einen herabgekommenen Palast mit riesigen Fenstern und weit ausladender Treppe. Massenhaft stiegen junge Mädchen sie hinauf. Mit und ohne Talent gehörte es damals zur „Bildung“, das Klavier zu bearbeiten. Viel kleiner war die Zahl der Knaben. Wir wußten nicht, daß ein Unsterblicher mit uns die staubigen Stufen ging – Hugo Wolf. Gleich daneben der karyatidengeschmückte Eingang zur Zeichenakademie. Der Betrieb dieser weniger aggressiven Kunst war einschränkender Sichtung unterworfen, obgleich auch da in nachdrücklichster Radiergummischwingung gekünstelt wurde. Alfred Löff und Marie Egner waren die Sterne der Landschaftsschule.

Durch einen gewundenen Schluf, die Mehlgrube, dessen Benützung uns Kindern widerraten wurde, kommt man auf den Fliegenplatz. Man sieht, wie bescheiden Alt-Graz in Straßenbenennung sich verhielt. Nicht weit davon stand im Seitengäßchen unter hellgrünen Akazien ein gesuchtes Photographenatelier, das in seiner Auslage mit den angebetetsten Schauspielern und Schauspielerinnen anzog. Ging man aber um seine Gitterstäbe herum, fand man sich auf einem noch winzigeren Plätzchen. Es hatte nur Raum für *ein* Häuschen, von wildem Wein ganz umspinnen. Hinter den bunten Glaskugeln des schmalen Vorgärtleins wohnte eine Kollegin der Malerakademie, die wirklich Talent hatte. Haus und Gärtlein sind verschwunden. Die Rückseiten hoher neuer Vierstockhäuser bedrängen den kleinen Platz, der noch ein Bäumlein zwischen den Mauerstürzen sich bewahrt hat.

Die Bürgergasse mit runden Erkern an ihren Eckfassaden führt ziemlich steil zum Dom empor. Von hier gesehen, bildet dieser mit der breiten Freitreppe und dem kupfergrün bedachten Barockmausoleum Ferdinands II. eine höchst malerische Gruppe. Wieder schlagen die Uhren. Ja, wirklich, es ist noch Zeit, die Kirche zu betreten. In ihrem bunten Innern isolieren sich streng und klar die beiden Renaissancereliquienschreine, deren figurenreiche Gruppen in eingehendster Einzelarbeit Petrarca's „Trionfi“ versinnbildlichen.

Selbstverständlich bin ich auf dem Schloßberg gewesen. Auch jahrelanges Darüberwandeln hat die spitzen Steine nicht gemildert, die, mit schärfster Kante sorgfältig nach oben gestellt, den Karmeliterplatz pflastern, von dem man in kurzem Aufstieg nach oben gelangt. Auf winzige Gärtchen von putziger Nettigkeit, auf verfallende Holzgänge – Pawlatschen sagt der [Österreicher] – von Schlingpflanzen üppig überwuchert, von flatternder Wäsche überweht, fällt der Blick schier in das intimste Leben der Bewohner dieses Viertels. Am Türkenbrunnen, am efeuüberzogenen Gemäuer der Kasematten vorbei, geht es zur Spitze, zum Plateau. Die Stadt hat das Persönliche abgestreift, liegt unter

Dächern, Türmen, Schornsteinen tief und breit unter dem Blicke. Bezaubernd löst sie sich allmählich in Villengärten, Wiesen, Wald auf. Dort, zwischen Fichten liegt der Hilmteich mit Kahnfahrt- und Eisläuferinnerungen. Hinter dem Rosenberg träumt Maria-Grün. Ob noch Enzianstengel und duftende Rogwurz dort zu holen sind? Die weiße Straße drüben entlang kommt man zur glasklaren kalten Andritzquelle. Unter dem braunen Dach dort, abwärts der „Platte“, war ich mit Rosegger zusammen, der seine erste Gattin betrauerte.

Graz hat seinen unvergleichlichen Sänger und Preiser gefunden: Rudolf Hans Bartsch. Aber selbst diesen glühenden Seiten wird jeder noch sein eigenes Gedenkblättchen hinzuzufügen haben.

Schnurgerade fällt der Weg herab zum Uhrturm, dessen plumpe untersetzte Gestalt, glücklich-eigenartig erfunden und der Stelle angepaßt, ihn zum unverkennbaren Wahrzeichen von Graz macht. Und wieder stehe ich, wie hundertmal als Kind, vor den riesigen Zifferblättern und sehe von Minute zu Minute den gewaltigen Zeiger im Ruck sich schwingen, bis der Hammer ausholt und dröhnend Schläge erschallen, in die die alte Liesel vom Glockenturm mit sonorem Geläute einfällt. Wie viele Stunden sind seitdem in der Vergangenheit aufgelöst! Wie unendlich dehnte sich damals die Zukunft! Heute können nur wenig Blätter mehr im Lebensbuch sich mir wenden – aber: „*Ultima latet*“ will der weisende Riesenfinger auch jetzt noch sagen. Und das ist auch noch Zukunft.

Lebe wohl, schönes Graz! Wer so Abschied genommen hat in Einsamkeit und dankendem Schweigen, soll nicht wiederkommen.

Abschied von Graz.

Von Marianne Schrutka-Rechtenstamm.

Und keiner kennt mich mehr hier . . .

Eichendorff.

Mein alter Oheim in Graz war gestorben. Behutsam, leise hat der geheimnisvolle Unabwendbare seine Klinken gedrückt, als er ihn aus stillem Gelehrten-dasein sanft hinwegführte, hat den offenen Band des Plautus geschlossen, dessen Text die letzten Jahre des Altphilologen (Professor Dr. Al. Goldbacher, geboren zu Meran 1837, gestorben zu Graz 1924.) beschäftigte. Einmal im Jahre pflegte ich ihn zu besuchen, saß an dem Schreibtisch, den im bibliophilen Festgewande Horaz, Catull, Propertius umgaben, alte Freunde, deren jedes Wort er auswendig wußte, und die ihm doch immer wieder neue Freuden schenkten. Oder wir blickten miteinander über die Wipfel des tiefgebetteten Joannäumgartens hinweg auf die Bergreihe rechts der Mur, die im „Fürstenstand“ des Plautus ihren Höhepunkt findet, sich aber die Mauerkrone der Ruinenburg Gösting erst im Niedersteigen auf ihre grüne Welle drückt.

Eines Tages rief mich plötzlich Graz. In seinem Namen; zum letztenmal. Ich habe der Stadt viel zu danken, noch über die Liebe und Güte hinaus, die mir dort aus kornblumenblauen klaren Greisenaugen geleuchtet hat. Um meine ganze Jugendlust hat sie ihren grünsamtenen Mantel geschlungen. Denn kaum eine andere Stadt hat sich so wenig den Armen der Natur zu entwinden gewußt. Es gibt keine ganz gram-trostlosen Gassen in Graz, weil über die höchsten Dächer immer noch der laubfrische Gipfel des Schloßberges lugt oder die Häuserreihe in grüner Durchsicht ihr Ende findet.

So deckt auch heute ein weicher Teppich der „lieben Farbe“ das Gräberfeld im Süden der Stadt, wo die blauen Berge der Ferne nun schon jugoslawisches Gebiet bedeuten. Barfüßige Kindlein spielen zwischen den Hügeln und die Vögel überbieten einander im Minnesang. Goldig funkeln die Ketten auf den schwarzen Rücken der Mitglieder des akademischen Senats. Den Leidtragenden entfließen sanft die Tränen in dem Wunsche, auch so still und seelentreu des Lebens froh und des Lebens ledig werden zu können.

Es blieben um Sonnenuntergang und -aufgang einige Stunden, die ich im Andachtsgefühl solchen Scheidens auch zum Abschied von der geliebten Stadt auswirken wollte. Umspielt von dem Lied der „Jugendtage“ aus dem „Evangelium“ meines einstigen Gespielens Wilhelm Kienzl, wollte ich die Wege gehen, die ich als Kind hundertmal gewandelt, die mir wunders wie lang und ein anderes Mal wieder so unbegreiflich kurz erschienen waren. Durch Straßen und Gäßchen streifte ich, entlang die Alleen, die ihre Kronen im spitzen Bogen zusammenneigen. Ihre scharf gebrochenen Winkel geben noch die Wälle und Schanzen an, welche die mittelalterliche Stadt befestigten. Der alte Burggraben war einst das heißbegehrteste Spielneß der Kinder. Baum und Strauch wuchs hier wild durcheinander. Aus dem Garten der Statthaltereier wurden mit Erde und Kehrlicht oft Samen und Knollen in die Tiefe geschüttet, denen Wunderblumen entsproßten. Der grüne Abgrund ist längst verschüttet. Ist ein Teil des Stadtparkes geworden, der den Grazern die herrlichsten Feste gibt. Die Sonne scheint durch die hauchdünnen Blätter der Blutbuchen; Trauerweiden lassen vor schwarzen Föhren ihre grünblonden Haartwelen zur Erde nieder. Noch sind zwischen den die Baumgruppen umschlingelnden Pfaden die geraden Wege zu finden, die einst die zertretenen Flächen der Glacis durchschnitten. Wo fast jeden Sommermorgen schnauzbärtige alte Militärherren und ahnungslose Kinderherzen sich an Manöver und Exerzierübung erfreuen konnten. Einer dieser Wege führt zu der kurzen Gasse, in der unsere erste Grazer Wohnung sich befand. Zwei Treppen hoch, in einförmig anspruchsloser Häuserreihe. Das alte Haustor, ausgemergelt unter den letzten Spuren des Anstriches, steht halb offen. Schüchtern betrete ich die schweigende Flur, siehe an der hölzernen Stiege. Hamerling und Anastasius Grün sind ihre ausgetretenen knarrenden Stufen emporgestiegen, meinen Vater in unserer Drei-Zimmer-Wohnung zu besuchen, in seinem Arbeitsgemach, das in der wertvollen Büchersammlung seinen erlauchten Schmuck fand. Später wohnten wir geräumig und stattlicher in der Goethestraße mit Aussicht auf den dunklen oder im Schneeglantz strahlenden Schöckel, im Süden auf die Gärten und Felder, die nun die neue Universität tragen, die man aus der Bürgergasse hier grazerlich ins Freie gestellt. Auch das Spital ist weit gen St. Leonhard hinausgezogen. Das düstere Paulustor, sein Nachbar, ist freundlich ochergelb getüncht und die Leichenhalle dient lebenswärmeren Zwecken. In dieser Nähe steht das Haus, wo liebe Freunde unserer Familie mir unvergeßliches Kinderglück in fabelhaften Puppentheateraufführungen geboten, im ersten Genießen des Schwammschen Klavierquintetts. Steil fällt der Sporberg, ein Abhang, noch dem Schloßberg zugehörig, in das Herz der Stadt. Laut und lustig flutet junges Volk in der Morgenstunde durch die Herrengasse, die bunten Jumper und Blusen wetteifern mit den Farben der Blumenstände auf dem Hauptplatz, die der Pracht der spanischen Treppe Roms es gleichtun möchten. Ein Schritt in den Hof des Landhauses und Stille umfängt ringsum. Zu seinen lustigen Arkadengängen ist ein abschließender hinzugekommen. In der Ecke bei dem Aufgange träumt vertrocknet der berühmte Brunnen im köstlich schmiedeeisernen Schmuck von seiner Bestimmung zur Zeit, als um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts in Graz Johannes Kepler lehrte, von dessen Wirken und Weilen eine Tafel über ihn Kunde gibt. Die Eltern hatten mich zu ihrer Enthüllung mitgenommen.

Die Uhren schlagen. Es ist noch Zeit, viel Zeit bis zum Zugabgang um die Mittagstunde. So gemächlich, ohne Hast zieht hier das Leben hin. Bequem kann ich das Gebäude der Musikschule aufsuchen, einen herabgekommenen Palast mit riesigen Fenstern und weit ausladender Treppe. Massenhaft stiegen junge Mädchen sie hinauf. Mit und ohne Talent gehörte es damals zur „Bildung“, das Klavier zu bearbeiten. Viel kleiner war die Zahl der Knaben. Wir wußten nicht, daß ein Unsterblicher mit uns die staubigen Stufen ging — Hugo Wolf. Gleich daneben der karpatidengeschmückte Eingang zur Zeichenakademie. Der Betrieb dieser weniger aggressiven Kunst war einschränkenderer Sichtung unterworfen, obgleich auch da in nachdrücklicher Radiergummischwingung gekünstelt wurde. Alfred Loff und Marie Egner waren die Sterne der Landschaftsschule.

Durch einen gewundenen Schluß, die Mehlgrube, dessen Benützung uns Kindern widerraten wurde, kommt man auf den Fliegenplatz. Man sieht, wie bescheiden Alt-Graz in Straßenbenennung sich verhielt. Nicht weit davon stand im Seitengäßchen unter hellgrünen Akazien ein gesuchtes Photographenatelier, das in seiner Auslage mit den angebetetsten Schauspielern und Schauspielerinnen anzog. Ging man aber um seine Gitterstäbe herum, fand man sich auf einem noch winzigeren Plätzchen. Es hatte nur Raum für ein Häuschen, von wildem Wein ganz umspannen. Hinter den bunten Glaskugeln des schmalen Vorgärtleins wohnte eine Kollegin der Malerakademie, die wirklich Talent hatte. Haus und Gärtlein sind verschwunden. Die Rückseiten hoher neuer Vierstockhäuser bedrängen den kleinen Platz, der noch ein Baumlein zwischen den Mauerstürzen sich bewahrt hat.

Die Bürgergasse mit runden Erkern an ihren Geschäftsfassaden führt ziemlich steil zum Dom empor. Von hier gesehen, bildet dieser mit der breiten Freitreppe und dem kupfergrün bedachten Barockmausoleum Ferdinands II. eine höchst malerische Gruppe. Wieder schlagen die Uhren. Ja, wirklich, es ist noch Zeit, die Kirche zu betreten. In ihrem bunten Innern isolieren sich streng und klar die beiden Renaissance-reliquienschreine, deren figurereiche Gruppen in eingehendster Einzelarbeit Petrarca's „Trionfi“ versinnbildlichen.

Selbstverständlich bin ich auf dem Schloßberg gewesen. Auch jahrelanges Darüberwandeln hat die spitzen Sterne nicht gemildert, die, mit schärfster Kante sorgfältig nach oben gestellt, den Karmeliterplatz pflastern, von dem man in kurzem Aufstiege nach oben gelangt. Auf winzige Gärtchen von putziger Nettigkeit, auf verfallende Holzgänge — Pawlatschen sagt der Desterreicher — von Schlingpflanzen üppig überwuchert, von flatternder Wäsche überweht, fällt der Blick schier in das intimste Leben der Bewohner dieses Viertels. Am Türkenbrunnen, am eisenüberzogenen Gemäuer der Rasenmatten vorbei, geht es zur Spitze, zum Plateau. Die Stadt hat das Persönliche abgestreift, liegt unter Dächern, Türmen, Schornsteinen tief und breit unter dem Blicke. Bezaubernd löst sie sich allmählich in Willengärten, Wiesen, Wald auf. Dort, zwischen Fichten liegt der Hilmteich mit Rahnfahrt- und Eislaufen-erinnerungen. Hinter dem Rosenberg träumt Maria-Grün. Ob noch Enzianstengel und duftende Rogwurz dort zu holen sind? Die weiße Straße drüben entlang kommt man zur glasklaren kalten Andrihquelle. Unter dem braunen Dach dort, abwärts der „Platte“, war ich mit Hofegger zusammen, der seine erste Gattin betrauerte.

Graz hat seinen unvergleichlichen Sänger und Preiser gefunden: Rudolf Hans Bartsch. Aber selbst diesen glühenden Seiten wird jeder noch sein eigenes Gedenkblättchen hinzuzufügen haben.

Schnurgerade fällt der Weg herab zum Uhrturm, dessen plumpe unterlegte Gestalt, glücklich-eigenartig erfunden und der Stelle angepaßt, ihn zum unverkennbaren Wahrzeichen von Graz macht. Und wieder stehe ich, wie hundertmal als Kind, vor den riesigen Zifferblättern und sehe von Minute zu Minute den gewaltigen Zeiger im Ruck sich schwingen, bis der Hammer ausholt und dröhnend Schläge erschallen, in die die alte Piesel vom Glockenturm mit sonorem Geräusche einfällt. Wie viele Stunden sind seitdem in der Vergangenheit aufgelöst! Wie unendlich dehnte sich damals die Zukunft! Heute können nur wenig Blätter mehr im Lebensbuch sich mir wenden — aber: „Ultima latet“ will der weisende Riesenfinger auch jetzt noch sagen. Und das ist auch noch Zukunft.

Lebe wohl, schönes Graz! Wer so Abschied genommen hat in Einsamkeit und dankendem Schweigen, soll nicht wiederkommen.